

„Das Dienstmädchen“.

Von Ernst Schur.

Sie kam zu uns wie das Mädchen aus der Fremde. Und wir nahmen sie ahnungslos auf wie die beglückten Hirten.

Sie brachte nicht viel mit, eigentlich nur das, was sie auf dem Leibe trug. Aber sie war heiter und froh. In den Kartons, die sie mitschleppte, befand sich: eine Zither, ein Ankel aus Eisen, den ihr Vater von einer Reise mitgebracht hatte, ein Schiff, das er gezeichnet, ein Lotospiegel, einige Liebesbücher, ein alter Hut von ihrer Mutter und unglücklich viel Photographien. Wir haben das alles raumend an.

Am Abend stellte sie sich den Wader dicht ans Ohr — und verschlief die Zeit. Sie fand das höchst komisch und lachte darüber. Einige Tage ging es so. Danach stellte der Wader selbstamerweise den Betrieb ganz ein; er wurde offenbar unsicher in seinem Beruf.

Run mußte ich selbst an die Rampe. Mir lag die Aufgabe ob, Grete zu wecken. Im Schlafrock schlief ich mich durch die Stuben nach vorn und schlug mit dem Hammer gegen die Thür. Schlaftrunten antwortete ein „Ja.“ Ich donnerte: „Sie haben schon wieder die Zeit verschlafen, es ist also acht Uhr.“ Sie antwortete: „Ich bin schon wach!“ Nach dreiviertel Stunden erschien sie.

Run ging sie langsam an die Arbeit. Es war ihr nicht beizubringen, daß sie erst heizen und dann das Frühstück bereiten sollte. Sie machte es immer umgekehrt; so daß wir alles kalt bekamen und die Stuben ungeheizt blieben. Einmal aber hat sie doch zuerst geheizt. Da fanden wir sie neben dem Ofen in dem Clubfessel eingeschlafen vor und das Feuer war aus. Von da ab gaben wir es auf, und das Aufstehen war für beide Theile nur noch ein Thema, über das man sich mit Lachen hinweghalf.

Aber sie wachte ganz genau, welche Speisen und Getränke ihr gut waren.

Ich habe selten jemand so viele Stellen im Umfassen vertilgen sehen. Die belegt und geschmiert lagen sie da, und wenn sie nur einmal durch das Zimmer ging, war ein Wegespuß. So im Gehen erledigte sie das. Ihre besondere Liebhaberei war natürlich Knäueln. Sie bekam ihn alle Tage, am liebsten wäre sie Verkäuferin in einem Wädeladen geworden.

Eines Tages wollte sie uns auf ihrer Zither etwas vorspielen. Run gut, dachte ich; wir lieben beide Mädchen und die Berge, und wir dachten an leises Zitherspiel in einer abgeschirmten Hütte im Gebirge. Da kommt aber ein Monstrum heraus mit unterlegten Noten, für halbe Idioten bestimmt; und da reißt dieses unglückliche Wesen an den Saiten, die total verstimmt sind, herum: quiekende Töne werden hörbar, als jammere ein Rater in Liebesqual; oft kommen überhaupt keine Töne, und das sind noch die besten; zwischen jedem Accord eine minutenlange Pause, in der Grete die nächsten Töne sucht, die aber sich immer ganz anders anhören, als man erwartete. Doch was sie so spielte, war ihr Lieblingslied. „Raus, raus!“ So dachte ich. Aber ich sagte nur schonend: „Die Zither paden Sie dann wieder ein, nicht wahr?“

Entschieden war Grete literarisch veranlagt. Wenn sie ihre Schweestern besuchte, hat sie mich einfach um ein Buch, da die Fahrt so lang sei. Als sie einmal von meinem Schreibstisch die Aftschefte hatte, citirte sie: „Von der Aftschefte ist nur der Schreibstisch“ und bemerkte dazu: „Titel aus Faust“.

Ihre starke Seite war in der Schule Turnen und Singen gewesen; in der seltsamen Annahme, daß wer sonst nicht viel in der Schule leiste, für den Hausbald geschaffen sei, hatte man sie wohl für den Dienst bestimmt. Das Turnen konnte sie ja nun nicht so betätigen. Dagegen pflegte sie um so wilder dem Gesang zu fröhnen. Das schallte und gellte durch das Haus. Wuthschraubend, zitternd sah ich mich schlotternden Gliedern in meinem Arbeitszimmer und konnte nicht arbeiten. Ich flehte, wenn es noch einen Gott gebe, so solle er dieses Wesen, das er mir zur Prüfung in's Haus geschickt hätte, mit Stummheit schlagen. Jehtmal war ich aufgesprungen und hatte die Klinke in des Gähners. Aber durfte ich diesem Wesen seine Lebensfreude nehmen?

Was das Kochen anlangt, so war das ein besonderes Thema. Alles, was sich auf Kartoffeln bezog, das konnte sie. Sie konnte Salzkartoffeln, Bratkartoffeln, Quetschkartoffeln zur Roth bereiten. Was darüber hinausging, war ihr unbekannt. Sie hatte zwar bei allem, wie sich herausstellte, zugehört, aber damit endeten auch ihre Fähigkeiten. Zufehen that sie gern. Ich wie sehr sehnten wir die schöne Zeit zurück, wo wir essen gingen, und wenn wir zurückkamen, war alles sauber geblieben in unserer Wirtshauskaffee! Jeht aber hieß es täglich ein vollkommenes Essen bereiten, mit Suppe, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln und Kompott. An einigen Tagen mußte ich sogar heranziehen. Es zeht viele Jungfrauen, die kochen können. Und so holte ich meine Koch-

kenntnisse wieder hervor und stand drei Stunden am Herd. Ihr Vater hätte auch kochen können, meinte Grete. Ich gestehe, daß ich, wäre ich nicht Schriftsteller, ganz gerne mich zu einem Koch großen Stils, der Speisen erfindet, Menüs und Soupers komponiert, ausgebildet hätte, und jedenfalls hätte ich mich pettinär besser dabei gestanden. Aber dazu nimmt man sich kein Dienstmädchen ins Haus, damit man für sie kocht.

Doch — einmal wollte sie uns etwas bieten. Ich war für Eier-tuchen; sie wollte Kartoffelpuffer. Die konnte sie machen, selbst und selbstständig. Sie fing um ein Uhr an und schälte, schälte Kartoffeln wie für ein Regiment. Um zwei Uhr meinte sie, die Puffer serviren zu können. Um zwei Uhr fing sie erst an, die Kartoffeln durchzubreiben. Ich sah es kommen und stellte mich selbst an die Drehmaschine. Es wollte kein Ende nehmen. Meine Frau kam. Es häuften sich Berg auf Berg. Grete meinte, soviel äße sie allein. Es wurde drei! Ich mußte weg, ich verzichtete. Grete stand und but; die Puffer zerrissen; der Teig wurde rosa und blau. Nachher hörte ich, daß das Essen um vier Uhr fertig gewesen sei und daß Grete ein Duzend Puffer gegessen habe und die übrigen sechs sich noch zum Abend wärmen wolle.

Eines Tages entstand in unserer Wohnung ein kleiner Hausbrand. Das kam so. Grete hatte den Auftrag bekommen den Badeofen zu heizen. Ein glücklicher Zufall fügt es, daß ich meinen Kneifer vermisste. Ich suchte ihn und frage Grete. Und Grete theilt mir strahlend mit, daß der Ofen schon ganz heiß sei. „Das ist ja nicht möglich. Sie haben doch erst vor zehn Minuten das Feuer angemacht!“ Fast beleidigt betont Grete, daß die Wand nach der Wohnstube schon ganz heiß sei. Ich stürze nach der Badestube; Alles blickt Rauch, Flammen in der Mitte, die emporzüngeln, ich reiße die Laternen und Handtücher herunter in die Wanne, drehe den Wasserhahn auf, fast triege ich keine Luft mehr, zum Fenster, einen Flügel aufgerissen und hinaus. Dies Alles war das Werk einer Minute. Grete aber sagte langsam: „Sie sind doch versichert?“ Und wohlmeinend fügte sie hinzu: „Man muß immer mehr angeben, als es Werth ist, dann erhält man annähernd das Verbrannte erhebt; das Ganze triegt man nie wieder.“

Das war zu viel. Wir fühlten uns in unserer Existenz bedroht. Und einmal greift der Mensch an's Firmament und holt vom Himmel die ewigen Rechte. Wir künftigen. Wir wollten ihr die Bißle versüßen. Aber sie meinte nur, es thäte ihr sehr leid, es hätte ihr so gut bei uns gefallen, wir bräuchten uns aber keine Sorge zu machen, bei der herrschenden Dienstbotennoth bekäme sie sofort eine Stelle.

Ich könnte noch viel erzählen. Aber ich denke, es ist genug. Es ist das Problem aller Probleme. Und Niemand kann uns helfen. Es ist das Problem. Denn es bedroht unsere Existenz. Wir haben beschloffen, uns ganz davon zu emancipiren, und ziehen in ein Hotel.

Eine schaurige Ueberraschung.

Als Frau Esther Surut, die Gattin des Wollwaaren-Fabrikanten Elias Surut von No. 37 Green-Str., aus ihrer Sommerwohnung in Arverne, V. J., auf einer Einkaufstour nach der Stadt kam, erwartete sie in ihrem Hause, No. 138 West 121. Str., eine schaurige Ueberraschung. Im Luftschacht, knapp unter dem Dache, baumelte der leblose Körper eines fremden Mannes. Eine Minute lang war Frau Surut von Entsetzen gelähmt. Dann eilte sie in's Erdgeschos und telephonirte nach dem Polizeihauptquartier. Sie hatte nicht lange zu warten, und Kapitän Farrell von der West 125. Str.-Station, mehrere Detektiven und zwei Polizisten stellten sich ein. Mit einem Tau, dessen unteres Ende der Todte krampfhaft in seiner erstarrten Rechten hielt, während das andere Ende auf dem Dache um den Kamin gebunden war, wurde der Leichnam bis in die oberste Etage herabgelassen. Man rief eine Ambulanz des Harlem-Hospitals herbei, und der Arzt erklärte, daß der Fremde seit mindestens einer Woche todt war. Erbroffelt war die Todesursache. Die Polizei erklärte sogleich, daß der Todte ein Einbrecher sei, der vom Dache her in das Surut'sche Wohnhaus zu gelangen suchte. Als er durch den Ventilator kroch, um sich an dem Strich herabzulassen, fiel der Dedel des Luft-Schachts zu, und der Hals des Mannes wurde zwischen dem Dedel und dem Oberlicht des Luftschachts festgeklammert.

Mariensbader.

„Was thut denn Ihr Chef und seine Frau eigentlich in Mariensbad?“ „Was soll'n se thun? Was se immer thun! Die thut se sich.“

Familienbrief.

„Lieber Onkel! Ich melde Dir in großer Eile, daß wir heute früh gegen Zwillinge bekommen haben. Das nächste Mal mehr. Dein Dich liebender Neffe.“

Ein Redner aus dem Thierreich.

Kein Zweifel: ohne die Presse wäre Don nicht berühmt geworden. Siebennehalb Jahre lang hat der vierbeinige Demofhenes in der Lehlinger Heide bei Garbelegen leblich dem Beruf eines Vorsteherhundes im Dienste des Hegemeisters Ebers obgelegen, ohne daß jemand von seinem Redetalent Aufsehen gemacht hätte. Zwar bereitete es der Familie seines Herrn viel Spaß, wenn Don seinen nach und nach auf sechs Wörter angewachsenen Wortschatz zum besten gab; auch ist es historisch, daß einmal eine ahnungslose Bauersfrau ihre Butterstulle vor Schreck fallen ließ, als ihr Don begegnete, die Delikatess beschnupperte und gemüthlich meinte: „Haben! Hunger!“ So war er denn auf dem besten Wege, eine Dorfgröße zu werden, aber die Welt hätte vermuthlich nie von seinem Ruhme widergehallt, wenn nicht die Liebe und die Presse gewesen wäre. Mit einem Worte: eines schönen Tages verlobte sich die Tochter des Hegemeisters mit einem Redakteur, und dieser Redakteur brachte dann Don begeistert in die Zeitung. Don's Ruhm war gemacht! Bald pilgerten die Zeitungsmänner aller Länder und Zonen an die Stube des Don'schen Thronens, und sie alle lehrten heimwärts mit schwungvollen Feuilletons über das Hundewunder. Was lag da näher, als dies geniale Thier einmal wissenschaftlich zu erforschen? So machte sich denn kürzlich eine Korona von gelehrten Männern auf nach Garbelegen. Don bestand das Rigorosum und wurde für würdig erklärt, die hamburgische Universität zu beziehen. Natürlich nur die Hochschule der Thiere, den Hamburger Zoologischen Garten. Hier hat er seit Wochen zahlreichen wissenschaftlichen Leuchten Rede und Antwort gestanden und Zoologen, Phonetikern, Psychologen und Physiologen manche Anregung geboten. Und nachdem dies alles geschehen, war endlich auch die Zeit da, die moderne Spitze allen Ruhms zu gewinnen und sich der „breitesten Oeffentlichkeit“ zu zeigen. Wie sich's geizmet, kam er zunächst vor die Vertreter der Presse, denen Professor Dr. Vossler, der Leiter des Hamburger Zoologischen, einen netten Vortrag über Don hielt. Daraus mußte Don nun allerdings entnehmen, daß Hunde überhaupt sehr leicht die ihnen liegenden Lautbildungen aus dem Verberh mit den Menschen nachahmen und daß schon Plinius den „sprechenden Hund“ erwähnt hat. Er mußte auch hören, daß neuerdings, durch seinen Ruhm angeregt, weitere 20 bis 30 Hunde bekannt geworden sind, die einzelne Wörter zu sprechen vermöchten. Ja sogar Katzen, Seehunde, Walrosse und Hirsche seien vringelt unter den Säugethieren als Wortnachahmer schon beobachtet worden. Bei also Don — so führte Professor Vossler weiter aus — auch nicht der erste „sprechende Hund“, so hat er doch als solcher eine besondere individuelle Befähigung für sich. Sein Wortschatz ist: Hunger, habe, Kuchen, Ruhe, Don, Haberland. Das letzte Wort, der Name seines Entdeckers, wird freilich noch geübt. Die einzelnen Wörter erklingen in sehr verschiedenen Stimmlagen und überhaupt so, daß man dem Hunde die auf das Sprechen veranlaßte Anstrengung anmerkt. Die Konsonanten und Vokale gelingen in der Regel ziemlich deutlich, nur das D in Don klingt verwirrt und das ganze Wort wie ong. Besonders gut spricht er: Ruhe und Kuchen. Jedenfalls ist sicher, daß Don wirklich spricht, wenn auch ungewöhlichen Ohren das Gesprochene manchmal seltsam und unbedeutlich klingt, manchmal aber auch überraschend klar und menschenähnlich. Dabei spricht er vor jedem beliebigen Fremden und auch vor großen Gesellschaften, wenn er nur überhaupt in redseliger Stimmung ist. Bei schlechtem Wetter z. B. ist er sehr niedergeschlagen und spricht nichts. Zum Schluß meinte Professor Vossler, Don sei jedenfalls der erste Hund, der mit dem großen Sprachschatz von sechs Wörtern dem Publikum vorgeführt und von der Wissenschaft bearbeitet werden könnte. Hoffentlich aber verlernt Don nicht bei dem unausgesetzten schlechten Wetter in Hamburg aus Mangel an Übung seine ganze Kunst!

Der echte und der unechte Kopf Cromwells.

Daß jemand schon zu Lebzeiten seinen Kopf verliert, kommt öfters vor, recht veroidelt und zeitraubend wird aber die Sache, wenn man ihn nach seinem Tode verliert, und ganze Kommissionen von Gelehrten sich damit abplagen müssen, den richtigen Kopf wieder an die richtige Stelle zu bringen. Das ist dem großen Protektor Oliver Cromwell passiert, dessen Kopf unlängst in der Sitzung der königlich englischen archäologischen Gesellschaft in Burlington-Haus vom Parzer Wilkinon vorgelesen wurde und dort allseitig Aufsehen erregte, nachdem er zu seinen Lebzeiten noch ganz anderswo Aufsehen gemacht hatte. Die Geschichte des

Kopfes Cromwells gehört gewiß zu den phantastischsten und unheimlichsten Epifoden, die die Weltgeschichte kennt. Fügen wir gleich ein, daß sich um diesen Kopf ein Schicksals-Streit erhoben hatte, da allgemein angenommen wurde, daß ein bisher im Ashmolean Museum in Oxford vorgezeigter Schädel der des großen Protektors sei, wogegen der Parzer Wilkinon erklärt, daß seine Familie schon seit drei Generationen den echten Schädel besitze. Zum ersten Male wurde nun die schaurige Reliquie vor einer gelehrten Körperschaft ausgestellt, und Parzer Wilkinon wählte sie mit solchen Beweisgründen zu begleiten, daß die Zweifel der Wissenschaft wohl werden verstummen müssen. Die Geschichte des Kopfes ist kurz folgende: Oliver Cromwell starb bekanntlich am 3. September 1658 und wurde mit königlichen Ehren in der Westminster-Abtei begraben, wo noch heute ein leeres Grab, das seinen Namen trägt, zu sehen ist. Als mit Karl II. die Restauration kam, beschloß man, den Königsmörder nach nachträglich den Prozeß zu machen. Cromwell und zwei Anhänger wurden im Januar 1661 aus ihren Gräbern gerissen, einen Tag lang am Galgen in Tyburn aufgehängt und dort vom Pöbel geschmäht. Am andern Tage schlug ihnen der Henker das Haupt ab, worauf die Körper unter dem Galgen beerdigt, die Köpfe aber auf Piken gestekt am Dach von Westminster Hall aufgefanzelt wurden. Dort blieb Cromwells Kopf 25 Jahre lang und ist von manchen Zeitgenossen gesehen worden, wahrscheinlich recht gut erhalten, da der Kopf wie der ganze Körper einbalsamirt worden war. 1686 während eines heftigen Sturmes wurde der Kopf sammt der Pike vom Dache geweht und von einer treuen Schiltwache, die vielleicht zu seinen früheren Anhängern gehörte, geborgen. Lange Zeit blieb er dann versteckt, bis ihn die Wittve des Soldaten an einen Verwandten Cromwells, Namens Ruffel, verkaufte. 1787 verkaufte ihn der letzte dieser Familie Ruffel für 18 Pfd. St. an einen gewissen Anor. Von diesem Zeitpunkt an gibt es Papiere über die Echtheit des Kopfes. Nachdem er kurze Zeit im Besitze eines kleinen demokratischen Klub gewesen war, ging er durch Kauf in den Besitz Wilkinons, des Großvaters des jetzigen Besitzers, über. In dieser Familie scheint der so viel umhergetriebene Kopf endlich eine dauernde Ruhestätte gefunden zu haben. Parzer Wilkinon mußte natürlich für die Echtheit seiner Reliquie Beweise beibringen. Er zog diese besonders aus dem guten Zustand des Kopfes, der noch heute das Wert des Einbalsamirers verleiht. Die Haut ist erhalten, der lachendenbraune Schurmbart und das gleichfarbige Haar des Protektors, das dieser sich während seiner letzten Krankheit nicht hatte abschneiden lassen, sind noch so gut wie zu seinen Lebzeiten. Auf der Stirnhaut sieht man deutlich eine Vertiefung, in der sich die als ein Kennzeichen Cromwells bekannte Warze befand. Das Gesicht weist alle Eigenheiten auf, die von den Bildern und der Todtenmaske Cromwells bekannt sind: starke Kinndäner, eine niedrige und breite Stirn, nahe beieinander stehende Augenbrauen und große Augenhöhlen. Im Nacken zeigt der Schädel deutlich die Spur, die die Art des Henkers hinterlassen hat. In einer Stelle findet sich eine Spur von Wurmfraß, und zwar genau da, wo der Kopf auf der Pike saß. Wilkinon schließt aus dem letzteren Umstand, daß jeder Betrug ausgeschlossen sei, ganz besonders aber auch deshalb, weil man sonst kein Beispiel eines zugleich einbalsamirten und nachher aufgespießten Kopfes kenne. Das sei in England nur Cromwell widerfahren, und das schon beweise die Echtheit des Kopfes.

Eine Dachbrücke über eine Schlucht.

Von einem interessanten Brückenbau im Zuge der Jünnan-Eisenbahn in China wird in der „Welt der Technik“ berichtet. Es handelt sich um die Ueberbrückung einer Schlucht, der Namii-Schlucht, deren jäh abfallende Felswände an der betreffenden Stelle 60 bis 70 Meter von einander entfernt liegen. Die Brücke sollte die Mundhöher zweier Tunnel, welche hoch oben an den Wandungen der Schlucht zu münden bestimmt, jedoch noch nicht bis dahin herangeführt waren, miteinander verbinden, und sie mußte in einer Höhe von mehr als 90 Meter über der Thalsohle von einer Wand zur anderen geschlagen werden, sodas von der Erbauung eines von der Thalsohle aufsteigenden Bauwerkstückes von Anfang an abgesehen werden mußte. Bei dem fast völligen Mangel an gebundenen Wegen in der Provinz Jünnan war man beim Transport der Brückentheile zur Baustelle auf Träger und Maulthiere angewiesen. Man sah sich daher gezwungen, nach Bornahme genauer Messungen an Ort und Stelle die Brücke vorerst in den Werkstätten der bauausführenden französischen Gesellschaft zusammenzusetzen und sie nach sorgfältiger Nummerierung aller Theile wieder zerlegen zu lassen, y

Seine Nach.

Der Literaturprofessor R. des kleinen Gymnasialstädtchens D. war von seher der Zielpunkt schlechter Späße seitens seiner Primaner gewesen. Eine abermahlige unliebsame Unterrichtsleistung schlug aber endlich dem Kopf den Boden aus — er schloß vorzeitig seinen Vortrag und indem er wüthend erklärte, hier habe er „ein für allemal seine Beselust verloren“, verließ er aufgeregte das Klassenzimmer.

Beim Rektor Beschwerde zu führen, dazu war er freilich zu gutmüthig; da sich seine Klasse aber doch nicht so sicher fühlte, beschloß diese, schleunigst eine Deputation an den Bekränkten abzuordnen und wegen der Störung reumüthig um Verzeihung zu bitten. Nach einigen strengen Worten und ernstlichen Mahnungen zur Besserung versprach denn auch der Herr Professor, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Darüber eitel Freude unter den Primanern, die freilich nichts eiligeres zu thun wußten, als eine neue Ueberraschung auszufinnen.



Wie nämlich am andern Morgen der kaum versöhnte alte Herr das Klassenzimmer mit den mühsenstill dastehenden Primanern betrat, fielen seine Blicke auf die umkränzte Schultafel und die Inschrift:

Willkommen!
Der verehrte Professor hat seine
L E S E U S T
wiedergefunden.

Zunächst traut der Professor kaum seinen Augen, dann aber sagte er mit Nachdruck: „Nun, die Luft habe ich zwar noch nicht wieder gefunden“, und dabei strich er mit der Rechte die Buchstaben L, U, S und U aus dem großen Worte heraus, „aber“, und damit wendete er sich schmunzelnd zu seinen verdutzt dreinschauenden Zuhörern, „das übrige stimmt!“

Willkommen!
Der verehrte Professor hat seine
L E S E U (S) (S) (S)
wiedergefunden!

Seit der Zeit hat der Professor Ruhe.

Eine Eifersuchts-Tragödie.
Florence Rowden, ein hübsches, 5 Jahre altes Mädchen, Tochter des Ehepaars William und Margaret Rowden von No. 232 Ost 144. Str., New York, erwachte früh am Tage und lief im Hemdchen nach der Küche, um Papa und Mama „Guten Morgen!“ zu sagen. Sie fand die Eltern todt in einem Bluttimpel auf dem Fußboden liegen. Das Kind konnte sich die Sache nicht erklären, trat mit den kleinen Füßchen in die Blutlache und wachte Vater und Mutter auf die für immer geschlossenen Lippen. Dann zog sich Florence ihr Kleidchen an und lief, ohne Jedemem im Hause etwas über das, was sie gesehen, zu sagen, nach der Wohnung ihrer Großmutter, No. 230 Ost 142. Str. Die Großmutter und ihr Sohn eilten mit dem Kinde zurück nach der Rowden'schen Wohnung und machten dort die furchtbare Entdeckung, daß der Mann zuerst seine Gattin und dann sich selber erschossen hatte. Eifersucht soll die Ursache gewesen sein.

König als Balletkomponist.

Es ist eine Legende, daß Ludvig XIII. von Frankreich immer bloß mürrisch, gelangweilt gewesen sei, daß er sich nur widerwillig dem eiserernen Willen Richelieus fügte und einzig und allein in der Jagd ein wirkliches Vergnügen gefunden habe; man weiß längst, daß der König sich mit einer wahren Leidenschaft den schönen Künsten, vor allem der Bildhauerei, der Malerei und der Musik gewidmet hat. Er spielte ausgezeichnet die Laute und war auch Komponist: er schrieb Ariens, Chöre, Symphonien, von denen noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts einige inzwischen verloren gegangene Proben existiren. Nun meldet Paul Ginitly, der ehemalige Direktor des Odeon, in der literarischen Beilage des „Figaro“, daß er in der Bibliothek des Pariser Konservatoriums die Partitur eines vom König komponirten Ballets gefunden habe; das Ballet, das „La Merlaison“, d. h. „die Amseljaß“, betitelt war, wurde am 15. März 1635 im Schloß zu Chantilly aufgeführt. Die Partitur erschien anonym und führte nur den Titel „Ballet du roy“, aber Ginitly hat die Musik dank einer Kritik, die am 22. März 1635 in der „Gazette de France“ erschienen war, in allen Einzelheiten identifiziren können. Es handelt sich nicht um eine richtige choreographische Handlung, sondern nur um Pas und Entrees, die die Amseljaß verherrlichen. Der König selbst tanzte mit, und zwar als Frau verkleidet. Die Musik ist etwas geziert und nicht sehr selbständig; in ihrer komischen Grandezza ermannt sie aber nicht einer gewissen Grazie. Die Auftrittsarie des Königs ist lebendiger und annüthiger als alle anderen Nummern, woraus man schließen kann, daß der Komponist für sich selbst das beste Stück aufbewahren wollte. Man kann wohl annehmen, daß ein als Frau verkleideter König, der ein komisches Ballet schreibt, auch im gewöhnlichen Leben nicht so melanchollisch und gelangweilt gewesen sein wird, wie die Legende ihn darstellen möchte.